

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Thomas Glavinic
Der Jonas-Komplex

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

WIEN

Wer wir sind, wissen wir nicht. Beim letzten Durchzählen kam ich auf mindestens drei Personen, die jeder von uns ist. Erstens die, die er ist, zweitens die, die er zu sein glaubt, und drittens die, für die ihn die anderen halten sollen.

Als ich aufwache, geht es mir so elend, dass ich mit keinem der drei etwas zu tun haben will.

Ich bin zu Hause. Im Fernseher läuft das Neujahrskonzert. Ohne Ton. An der Wand hat sich jemand Notizen gemacht. Überall im Zimmer liegt Geschenkpapier. Neben mir liegt eine Frau. Ich kenne sie. Sie heißt Ina. Ich frage mich bloß, was sie da macht. Immerhin hebt und senkt sich ihr Brustkorb.

Ich versuche mich an den Sex zu erinnern. In meinem Gehirn, oder was ich dafür halte, finde ich keine Bilder davon. Vielleicht besser so.

Ich erlaube mir eine kurze Zimmerinspektion. Dem Zustand meiner Kleidung nach hatte ich eine verlustreiche Auseinandersetzung mit einem Autobus. Die Konföderiertenflagge in der Vase mit der undefinierbaren Flüssigkeit verbreitet eine gewisse Revolutionsstimmung, die mir unlieb ist. Aus den Notizen an der Wand werde ich erst recht nicht schlau, es geht um irgendeinen Bären und einen Peter. Die Schrift erinnert mich an meine.

Mir ist dieses Jahr schon jetzt nicht ganz geheuer.

Als ich meinen Körper nach Anzeichen von Gewalt absuchen will, läutet es an der Tür. Eine Sekunde Pause, dann wird wieder geläutet. Und das dritte Läuten hört gar nicht mehr auf. Es hört einfach nicht mehr auf. Es läutet. Es läutet. Es läutet. Es läutet. Es läutet. Es läutet.

Vor der Tür steht entweder

- a) der Wahnsinn oder
- b) die Polizei.

Panisch suche ich nach meinen Koksvorräten. Dass ich keine finde, beruhigt und ärgert mich gleichermaßen. Dann hört das Läuten auf. Also war es die Polizei. Der Wahnsinn hört nämlich nie auf.

Ina hat sich nicht gerührt, sie ist demnach entweder taub oder doch tot.

Am Stil der Frauen, neben denen ich aufwache, kann ich gut ablesen, wie schlimm der Abend davor gewesen ist. Ihr Äußeres, im angezogenen Zustand freilich, dient mir als Indikator für die Heftigkeit meiner Umtriebe. Am Haken über dem Fernseher hängt Inas Fransenlederjacke. Wenn Ina nicht einiges an Herz, Verstand und Hemmungslosigkeit zu bieten hätte, wäre ich jetzt allein hier. Oder wer weiß, wer dann erst da drüben im Bett taub oder tot wäre.

Ina schnarcht. Ich ziehe mein blutiges Kopfkissen ab und werfe es zur Schmutzwäsche, dabei stolpere ich über einen Motorradstiefel. Er ist ziemlich lädiert.

Alles in allem muss ich einräumen, dass es Jahre gab, die einen Tick eleganter begonnen haben.

Überhaupt interpretieren manche Menschen in den 1. Januar zu viel hinein. Sie sagen, so wie der erste Tag wird das ganze Jahr. Als ob der Rest des Jahres etwas für den Anfang könnte. Außerdem brauche ich nicht den ersten Tag, um zu wissen, wie dieses Jahr wird. Dieses Jahr ist die logische Fortsetzung des vergangenen. Die Stimmung bleibt dieselbe. Es liegt etwas in der Luft, schon seit einigen Jahren, das sich nun mehr und mehr verdichtet. Die Neunziger waren hell, und da, wo sie dunkel waren, waren sie prickelig dunkel. Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts ging es mit uns bergab. Wir wollten es noch nicht wahrhaben, wir hatten auch noch Restlicht von früher. In diesem Jahrzehnt nun sind wir angekommen, wo wir hingehören. Die Dunkelheit ist da.

In der Kochnische nehme ich das Morgenmüsli zu mir. Es besteht aus einem Antidepressivum, weil ich mich ohne die regelmäßige Einnahme dieses Mittels aus dem sechsten Stock stürze, einem Phasenprophylaktikum, weil ich ohne die regelmäßige Einnahme dieses Mittels andere aus dem sechsten Stock stürze, einem Antibiotikum, weil ich Angina habe, einer Magnesiumtablette wegen der nächtlichen Krämpfe in den Beinen, die eine Folge übermäßigen Alkoholkonsums sind, sowie einiger Vitamintabletten, weil ich gesund leben möchte.

Heute ergänze ich mein pharmakologisches Menü durch zwei Schmerztabletten, für Hals, Nase und Schädeldecke. Überdies schlucke ich zwei Xanor, das Beruhigungsmittel meiner Wahl, weil mir wegen des unkontrollierten Konsums stimmungsverändernder Substanzen die Panik bereits auf den Fersen ist.

Diese Angstattacken kommen selten aus dem Nichts, und dank meiner Routine kann ich sie gewöhnlich mit Benzodiazepinen abfangen. Wenn ich den *point of no return* versäume und die Pillen zu spät einnehme, sitze ich eine Stunde lang zitternd in einer Ecke, und über mir bricht die Welt zusammen. Selbst wenn die Panik verschwindet, bleibt die Selbstanklage, laut oder leise, bewusst oder als Hintergrundrauschen.

Um es klar zu sagen: Xanor ist meine *last line of defense*.

Ich esse eine Banane, wegen der Gesundheit, und mache mir Kaffee. Die Espressomaschine dröhnt wie ein Schlagbohrer, aber zumeist wachen meine Gäste davon nicht auf, vermutlich sind sie zu betäubt, wer geht denn auch nüchtern mit einem wie mir nach Hause.

Mir wäre es lieber, eine separate Küche zu haben. Schlafzimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer und Küche sind derselbe Raum. Das liegt daran, dass ich mir keine größere Wohnung leisten kann. Ich verdiene nicht schlecht, aber ich habe ein lockeres Händchen mit Geld. So würde ich es nennen. Ich kenne allerdings Leute, die haben eine andere Interpretation der Sachlage und sprechen von kostspieligen Hobbys und aufwendigem Lebenswandel.

Eigentlich drücken sie es gnadenloser aus, doch Unterschied macht das keinen. Ich bin ständig pleite, dafür hat mein Dealer einen Porsche in der Garage.

Mit meinem Kaffee setze ich mich an den Schreibtisch. Das Handy liegt da. Immerhin liegt es hier und nicht in irgendeiner Kassette. Ich werde es trotzdem nicht anrühren, zumindest nicht, solange ich keine Ordnung in meine Erinnerung gebracht habe. Ich kann mir schon vorstellen, wem ich wieder geschrieben und was für Fotos ich verschickt habe. Die Reaktionen kommen zumeist am Morgen, und wenig überraschend sind nicht alle so positiv, wie ich mir nachts noch gedacht hatte.

Am Vorabend, dem 31. Dezember, hatte ich eine Lesung. Das hat sich ungefähr abgespielt wie folgt:

16.00: Ich beuge mich ins *Café Anzengruber*, um mich zu stärken.

Ich schäkere mit den Kindern der Wirtsleute und diskutiere mit Tomy, dem Chef, das Lotterleben eines anderen Stammgasts. Von Zeit zu Zeit kommen irgendwelche Galgenvögel auf ein Bier herein. Sie bestellen, reden drei Minuten über dies und jenes, zahlen und gehen. Ich frage mich, ob die das in jedem Lokal der Schleifmühlgasse machen.

17.00: Es gesellen sich mehr und mehr Bekannte und Freunde hinzu.

Mehr als einen anderen Menschen auf einmal ertrage ich schwer. Ein Weißer Spritzer könnte die Situation entspannen. Ich vertrage mehr Weiße Spritzer als Menschen.

17.05: Ich habe verinnerlicht, dass angesichts des Menschaufbaus ein Weißer Spritzer zu wenig ist, und bestelle noch einen.

17.10–18.00: Die Bestellung wiederholt sich mehrfach. Die vielen Menschen machen mir nichts mehr aus.

18.20: Um diese Zeit ist Friedrich mit dem Fuß, der Koksdealer vom Stephansplatz, am Naschmarkt anzutreffen. Ich verlasse das Lokal für fünf Minuten, kehre zurück, verschwinde auf der Toilette, fühle mich endgültig der Situation gewachsen.

18.30: Es erscheint mein Anwalt und Freund Werner Tomanek,

einer der besten Strafverteidiger des Landes, wenn nicht der beste, und nebstbei Erfinder der Schweineblutspritzpistole gegen islamistische Attentäter. Wir trinken einige Magenbitter und machen uns auf den Weg in das sri-lankische Lokal, in dem die Lesung stattfindet.

19.00: Ankunft. Werner und ich, beide kahlköpfig und robust, werden angestarrt.

19.05: Toilette.

19.10: Mit Werner und dem Wirt Umtrunk im Backstage-Raum (Küche).

19.50: Toilette.

20.05: Beginn der Lesung. Angelika Hager moderiert. Zum Glück ist sie eine langjährige Freundin von mir, kennt mich entsprechend gut und stellt ihre Fragen langsam.

21.00: Pause. Toilette.

21.15: Fortsetzung der Veranstaltung. Ein Zwischenrufer wird vom überdies stets bewaffneten WingTsun-Kämpfer Werner ohne großes Federlesen zum Schweigen gebracht.

22.00: Ende der Veranstaltung. Toilette. Trinken. Ich bekomme Wallungen und knöpfe mir das Hemd auf.

22.30: Ich Trottel gebe in diesem Zustand auch noch ein Interview fürs Radio.

23.30: Übersiedelung ins *Otto e mezzo*. SMS mit guten Wünschen für 2015 werden versendet.

Ca. 0.00: Werner und ich begrüßen das neue Jahr mit Spirituosen.

Irgendwann zwischen 1.00 und 5.00: erfolgreicher *booty call*.

Ich klappe das Notebook auf. Bevor ich meine Mails abrufe, lese ich Nachrichtenseiten. Die Spitzenmeldung neben der Silvesterberichterstattung handelt vom abgestürzten Airbus der AirAsia. Wrackteile davon sind aus der Java-See geborgen worden.

Gierig suche ich auf anderen Nachrichtenportalen nach mehr Informationen. Ich bin von Flugzeugabstürzen besessen. Ich kenne fast alle. Zumindest die Abstürze von Verkehrsmaschinen. Ich schaue

nämlich jede Folge von *Mayday – Alarm im Cockpit*. Eine lehrreiche Sendung, und wenn man Flugangst hat, ist sie besonders aufregend.

Nun wage ich mich auf meine Facebook-Seite.

Danke an alle Frauen, die 2014 mit mir geschlafen haben.

Kommentar Nummer 1: »Bei der einen, die sich erbarmt hat, hättest du dich auch persönlich bedanken können.«

Es muss endlich jemand den Alkomaten für Elektronikgeräte zum Patent anmelden. Ich träume von einem Computer, den ich nur bedienen darf, wenn ich ihm zuvor alkoholfreien Atem in irgendeine USB-Öffnung gehaucht habe. Und von einem Handy mit derselben Funktion. Die Welt wäre weniger bunt, aber mein Leben um einiges einfacher.

Mein Handy läutet. Damit Ina trotz Taubheit nicht aufwacht, hechte ich ins Badezimmer und drücke sanft die Tür zu. Es ist nicht so, dass mir Inas Schlummer so wichtig wäre, obwohl ich ein rücksichtsvoller Mensch bin, mir geht es mehr um meine Privatsphäre, die ich gerade morgens dringend gewahrt sehen muss. Wenn Ina aufwacht, beginnt sie sich unter Garantie auszubreiten, sie geht herum und redet und ist da, und ich ertrage in der Früh niemanden, der herumgeht und redet und da ist, es sei denn, es wäre eine Frau, die ich liebe und die mich liebt, aber so eine ist schon seit einer Weile nicht aufgetaucht.

Else ist es, die anruft. Ich melde mich flüsternd.

»Kannst du nicht lauter reden?«

»Besuch.«

»Wer denn schon wieder?«

»Ist doch egal, was gibt's um die Zeit?«

»Na, noch einmal gratulieren wollte ich dir!«

»Danke.« Ich lausche hinaus, doch es rührt sich nichts.

»Ich weiß, ich sollte das gerade heute nicht ...«

»Sag schon.«

»Es geht um deine Kreditkartenabrechnung.«

Aus Gründen der Paranoia bin ich noch immer bei ihr angemel-

det, weswegen alle Post an ihre Adresse geschickt wird. Darüber hinaus hat sie auch nach unserer Trennung die Obergewalt über meine Finanzen, sie tätigt alle Überweisungen für mich, sie bewahrt die TAN-Briefe auf, ich brauche mich um nichts zu kümmern. Ich vertraue ihr vollkommen.

Natürlich entlohne ich sie für ihre Arbeit. Genau genommen überweist sie sich selbst Geld von meinem Konto dafür, dass sie Geld von meinem Konto an andere überweist.

»Da ist eine Hotelrechnung von 760 Euro aus Berlin, das verstehe ich überhaupt nicht. Die Übernachtung hat doch Karin bezahlt!«

»Hat sie ja auch. Das waren die Extras.«

»Welche Extras? Hast du dir Koks aufs Zimmer bringen lassen?«

Ich unterdrücke einige naheliegende Beleidigungen. Ich schätze die Wahrscheinlichkeit, von der Polizei abgehört zu werden, auf fünfzig Prozent, und das weiß sie, sie vergisst es nur immer wieder.

»Sehr witzig!«, sage ich in einem Ton, den sie versteht. »Als ob ich Drogen nehmen würde!«

»Entschuldige. Ja, stimmt. Aber welche Extras waren das?«

»Zimmerservice.«

»700 Euro für Zimmerservice? Hast du dir einen Rasenmäher bestellt?«

»Was weiß ich ... zwei Flaschen Wodka, ein paar Flaschen Wein, Zigarren, das Hotel ist eben nicht ganz billig.«

»Wieso bringt dich Karin in so einem teuren Hotel unter?«

»Das war ein Geschenk!«

»Ein Danaergeschenk!«

»Also bitte, das war nett von ihr! Welche Agentin schenkt einem zum Agenturjubiläum eine Übernachtung in einem Nobelhotel?«

»Eine, die nicht zurechnungsfähig ist oder dich nicht kennt. Wer dich kennt und mag, schenkt dir einen Monat in der Betty-Ford-Klinik. Du musst dich wirklich einkriegen. Pause machen.«

Sie hat recht, ich muss mich einkriegen und Pause machen. Aber ich habe mich vom Tag meiner Geburt an noch nie eingekriegt, und wovon soll ich Pause machen, vom Leben? Ich kann mich ja nicht in

Kryostase versetzen. Das Leben ist ständig um mich herum oder tobt aus mir heraus, und wie es tobt, kann ich nicht beeinflussen.

»Wie geht es dem Kind?«, erkundige ich mich.

»Hervorragend geht es ihm! Hat gerade einen Freund hier.«

»Könntest du mir bitte neue Rezepte organisieren?«

»Natürlich«, sagt sie, wobei sie dem ü mindestens fünf weitere folgen lässt, wodurch dieses an sich zustimmende Wort einen kritischen Charakter bekommt.

Else hat den besseren Draht zu unserer Hausärztin, deswegen besorgt sie regelmäßig neue Rezepte. Die Ärztin nennt Else die »Mutter Teresa unter den Exfrauen«.

Nachdem wir besprochen haben, welche Tage der kommenden Woche das Kind bei mir verbringt, lege ich auf und schleiche hinaus. Ich nehme noch ein Xanor.

Ich lese meine SMS. Neben einigen Gratulationen massenhaft Neujahrsgrüße. Ein paar Nachrichten, denen man an Uhrzeit und Grammatik anmerkt, in welchem Zustand die Verfasser gewesen sind.

Eine SMS von Daniel: *Morgen esse ich mit Salman zu Abend.*

Als ich mich im Bad ausziehe, entdecke ich allerhand obszöne Zeichnungen, die mir irgendein Trinkkumpan mit Edding auf den Oberkörper gemalt hat. Die Geschwindigkeit, mit der Säufer regredieren, war mir schon immer unheimlich.

Ich verzichte auf Versuche, die Kunstwerke wegzurubbeln. Nach der Dusche putze ich mir die Zähne, dann tappe ich in der Hoffnung, Ina noch schlafend anzutreffen, zurück ins Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer.

Meine Hoffnung wird nicht erfüllt. Ina sitzt nackt im Bett, steckt ihre Ohropax in eine Dose, zieht an einer Zigarette und will Sex. Im Moment bin ich auf Sex so scharf wie auf drei Stunden Ringelreihen, aber das wird ihr nicht beizubringen sein.

Ich lege mich zu ihr. Sie bläst mir einen. Ohne entscheidenden Durchbruch. Irgendwie schaffen wir es dann doch. Während ich in einem etwas verkrampften Rhythmus in sie hineinstoße, schwitze

ich, ich schwitze Schnaps und Koks. Es ist nicht das erste Mal, dass ich mich beim Sex frage, wieso um alles in der Welt ich gerade Sex habe.

Nachdem sie gekommen ist, wobei sie sich wer weiß was vorgestellt haben muss, rolle ich von ihr herunter und mache die Augen zu. Ich höre, wie sie an der Espressomaschine hantiert. Ich weiß, ich sollte ihr Kaffee machen, aber ich kann nicht. Mein Herz hämmer von der Anstrengung, und das Gewackel hat die Kopfschmerzen nicht eben gelindert. Ich hoffe, sie ist nicht gekränkt, ich mag sie nämlich wirklich gern.

»Gehen wir frühstücken?«

Ich tue so, als hätte ich nichts gehört. Sie verschwindet im Bad.

Ich versuche meine Gedanken auf etwas Erfreuliches zu richten. Den heutigen Tag habe ich immerhin für mich. Das ist ja schon was. Aber morgen steht wieder ein Termin im Kalender, den ich nicht absagen kann und der mit Sicherheit übel enden wird. Ich halte es unter Menschen nicht aus, ohne zu trinken. Sie verbreiten so viel Unruhe. Ich muss diese Empfindungen dämpfen, sonst fahre ich aus der Haut.

Also morgen wieder. Zuerst Kaffee mit Ela, das ist nett. Danach habe ich eine Besprechung mit zwei Opernmenschen, die von mir ein Libretto wollen, und ich habe schon am Telefon gemerkt, was für Nervensägen das sind.

Vielleicht schaffe ich es wenigstens, keine Drogen zu nehmen und nur beim Alkohol zu bleiben. Ohnedies gibt es kein Geld für Koks, das Konto ist gesperrt. Obwohl. Die VISA-Card. Die müsste noch funktionieren.

Als Ina aus dem Bad kommt, fällt mir ein, dass ich ja für spätabends mit Helen ausgemacht habe, gemeinsam *The Walking Dead* anzusehen. Ein Lichtblick. Helen ist noch keine dreißig, aber schon eine tolle Schriftstellerin, und es ist auch ziemlich toll, mit ihr zu schlafen. Genau das machen wir eigentlich immer, wenn wir ein paar Folgen *Walking Dead* hinter uns haben, als ob die Zombieapokalypse

in uns die Lebensgier wecken würde. Das bedeutet ferner, dass ich heute vermutlich auf Koks verzichten werde, denn Koks hat Nebenwirkungen. Und vor die Wahl gestellt, mit Helen zu schlafen oder neben ihr mein Nasenbluten zu stillen, wähle ich den Sex.

Eigentlich habe ich es immer vermieden, etwas mit Schriftstellerinnen anzufangen. Man weiß nie, was die danach daraus machen. Zumal Helen ihrerseits ja sagt, ich dürfe über sie schreiben und sogar über unseren Sex, sie vertraue mir vollkommen. Natürlich würde ich darüber nie schreiben, frage mich jedoch, wie das umgekehrt aussieht. Jedenfalls finde ich, man muss die Sexpartner, über die man schreibt, entweder vorher um Erlaubnis fragen oder sie gleich erfinden.

»Was ist jetzt mit Frühstück?«, fragt Ina.

Im Treppenhaus begegnen wir meiner dementen Nachbarin. Wenigstens trägt sie ihren verschlissenen Morgenmantel und Hauspantoffeln aus den Siebzigern, das ist mehr als beim letzten Mal. Sie scheint etwas zu suchen. Zwar erkennt sie mich nicht, lässt sich aber dennoch von mir zurück in ihre Wohnung geleiten, zu der ich einen Schlüssel habe, ausgehändigt von ihrem Enkel, der wenig Lust zeigt, sich in die Betreuung seiner Verwandten einzubringen.

Ich dirigiere die alte Frau zur Couch, suche ihr Kuscheltier, finde den klebrigen Elefanten mit dem einen Auge schließlich im Backofen und drücke ihn ihr in die Hand. Kurz glaube ich ein Zeichen von Erkennen in ihren Augen zu sehen.

Sie fragt nach ihrer Schwester und nach jemandem, der bislang noch nicht Gegenstand unserer Unterhaltungen war. Ich lege eine Platte von Mario Lanza auf, die sie beruhigt. Zuletzt kontrolliere ich, ob der Herd ausgeschaltet und die Badewanne leer ist.

»Bist du mit der verwandt?«, fragt Ina, während wir auf den Lift warten.

»Leider nicht.«

»Wieso leider?«

»Weil das eine großartige Frau ist.«

»Viel ist von der Armen ja nicht übrig.«

Ich sage nichts.

»Kennst du sie besser?«

»Ein bisschen.«

Ich mag mit Ina nicht teilen, was mir diese Frau erzählt hat, als sie noch halbwegs wach war. Ich habe einige Nachmittage bei ihr verbracht. Kaffee machen konnte sie nicht, aber wenn sie redete, sah man ihre Mutter oder das Haus ihrer Kindheit oder ein Lager plastisch vor sich. Ich habe ihr damals versprochen, dass ich ihre Geschichte für mich behalten werde, obwohl ich finde, jeder sollte wissen, wie diese Frau zu der tätowierten Nummer an ihrem linken Arm gekommen ist. Aber sie wollte es nicht.

Der Lift in meinem Haus war in seinem früheren Leben garantiert Polizist oder Justizvollzugsbeamter. Er handelt vollkommen nach eigenem Gutdünken, und einige seiner Macken sind furchteinflößend. Jetzt etwa schließt er die Tür, macht jedoch keine Anstalten, hinunterzufahren oder die Tür wieder freizugeben.

Ina beginnt zu zittern. Sie ist klaustrophob. Ich taste meine Taschen nach Xanor ab, finde jedoch nur eine zerbröselte Zigarette, was bei einem Nichtraucher bemerkenswert ist. Die Tür öffnet sich wieder. Warum auch immer.

Ina rennt nach unten, als stünde das Haus in Flammen. Ich folge ihr und bekomme die nächste Schwitzattacke.

»Dieser Scheißlift!«

»Ja, er ist gewöhnungsbedürftig.«

»Nie wieder! Nie wieder steige ich da ein!«

»Ist okay.«

Ihre Hand liegt auf der Klinke der Haustür, doch anstatt aufzumachen, mustert sie mich. Etwas geht in ihr vor. Sie scheint ihre Gedanken zu sammeln.

»Weißt du eigentlich noch, was du heute Nacht am Telefon alles gesagt hast?«, fragt sie.

Das weiß ich nicht im Geringsten, und das gebe ich freimütig zu.

»Du hast von Thailand geredet. Und dass du mit mir hinfliegen willst.«

Das hört sich nicht unplausibel an. Ich will ständig nach Thailand. Aber ich will nicht mit einer Frau nach Thailand, die Franzenlederjacken trägt. Das habe ich gestern offenbar nicht bedacht. Wenn ich betrunken bin, werde ich rührselig, und wenn ich eingekokst bin, werde ich geil. Diese Kombination bringt immer wieder aufs Neue Probleme in mein Leben. Und auch in das anderer.

»Manchmal weiß ich echt nicht, was du von mir willst«, sagt Ina.

Ein Taxi fährt vorbei. Sie hält es auf und ist so schnell darin verschwunden, dass ich keine Gelegenheit habe, sie zurückzuhalten oder mich wenigstens zu verabschieden.

Ich wundere mich nicht, ich kenne ihre Art. Ich schreibe ihr eine SMS, in der ich mich für die schöne Nacht bedanke. Ich will nicht, dass sie mit einem schlechten Gefühl nach Hause fährt.

Und was jetzt? Jetzt schon anfangen? Was ist mit den guten Vorsätzen?

Na ja, warum nicht. Aber aufpassen! Auf alle Fälle für Helen fit bleiben! Mit ihr wegen zu viel Koks nicht schlafen zu können wäre ungefähr so dumm, wie eine Reise nach New York nicht antreten zu können, weil man sich den Magen bei McDonalds verdorben hat.

Während ich mich Richtung *Café Rudi* quäle, den Kokainkater wieder als Alpdruck im Hinterkopf, denke ich über die Art meiner Beziehungen zu Frauen nach. Ich kann sie nicht mehr definieren.

Also die mit Ina schon, die sogar sehr leicht. Bei der zu Helen etwa wird es schwieriger. Wir haben Sex, wir trinken, wir haben Sex, wir trinken, all das so lange, bis wir uns lieben. Nach ein paar Tagen Innigkeit meldet sich einer von beiden zwei Wochen lang nicht.

Alles ist lose. Wir leben allein mit anderen. Keiner ist mit jemandem fest zusammen, jeder hat ein paar Menschen, mit denen er ab und zu ins Bett geht. Ich weiß nicht, ob dieses Modell eine Erscheinung unserer Zeit ist, und ich glaube nicht, dass ich mich daran gewöhnen möchte.

Im *Café Rudi* hängen nur Schnapsleichen herum. Gegen die Leute, die hier an der Theke am 1. Januar aufgereiht sind, bin ich in einem hervorragenden Zustand. Das gedenke ich jedoch bald zu ändern. Heute darf ich ja. Dass es für mich ein spezieller Tag ist, weiß zum Glück so gut wie niemand, also sollte er nicht eskalieren.

Mein Handy läutet.

Auf dem Display lese ich entsetzt:

DSCHINGIS KHAN